

War Heine doch ein Rapper?

Lesen in Deutschland (3): Seit drei Jahren leitet unsere Autorin in Jugendgefängnissen Literaturwerkstätten – das Protokoll einer Mission

von **Mirjam Günter**

Montag am späten Nachmittag sitze ich mit acht mir unbekanntem Jungen in einer JVA, einer Jugendvollzugsanstalt. Es ist ein kleiner vergitterter Freizeitraum, wir sitzen zusammen an einem großen Tisch, und die jungen Inhaftierten schreiben ihren Namen auf einen Zettel. Dann stellen sie ihn vor sich auf.

Die meisten Jugendlichen kommen von der Arbeit, tragen blaue Arbeitshosen und Hemden. Es sind keine Bilderbuchknacks, die meisten sehen aus wie ganz normale Durchschnittsjugendliche, die einem in jeder Disco begegnen können. Junge Menschen, die freiwillig meine Literaturwerkstätten in den verschiedenen JVAs besuchen, sei es in Siegburg, Herford, Iserlohn, Wuppertal, Rockenberg oder auch am gefühlten Ende der Welt, in der JVA Heinsberg. Jugendgefängnisse, die ich besuche, seit mich 2006 der katholische Seelsorger Werner Kaser fragte, ob ich eine Literaturwerkstatt mit Jugendlichen in der JVA Siegburg veranstalten wolle, und ich spontan zusagte.

Hallo, mein Name ist Mirjam Günter und ich bin Schriftstellerin. Ich habe kein Abitur, und ich war früher auf der Hauptschule, wenn ich denn mal da war. Ich habe eine Heim- und Schulkarriere hinter mir, die sich gewaschen hat.

„Und Sie dürften trotzdem Schriftsteller werden?“, fragt mich erstaunt ein inhaftierter Junge. „Ja, trotz aller düsteren Zukunftsprognosen habe ich es gepackt.“

„Cool!“

Ich erzähle etwas von falschen Freunden und meinen früheren Zukunftsaussichten, Schritte, die man im Leben machen muss, dass ich nicht einfach ein Buch geschrieben hatte und dann einen Verlag gefunden habe und dass selbst, wenn ich zwei Bücher veröffentlicht habe, es nicht heißt, dass mein dritter Roman mit Kusshand genommen wird, und es die Frage ist, ob ich für meinen nächsten Roman einen Verlag finde. Dass nie einer meinen Erfolg geglaubt hat, und ich eigentlich nur daran, dass ich nicht untergehe, weil ich mir das bei Gott geschworen habe. „Ich habe euch hier drei unterschiedliche Jugendromane mitgebracht, schaut sie euch in Ruhe an, und zum Schluss stimmt ihr geheim darüber ab, welchen Roman wir ab morgen lesen werden.“

Zur Auswahl stehen diesmal die Jugendromane „Ich bin Amerika“ von E.R. Frank, „Die Outsiders“ von Susan

te, dass das nichts für ihn hier ist, dass kann er gehen. Ich bin nicht beleidigt, wirklich nicht. Ich mag Menschen, die ehrlich sind!“

„Etwas Schwund kommt vor, aber er ist selten. Wenn jemand geht, dann sind sie nie mehr als ein oder zwei Jugendliche.“

Am zweiten Tag lesen wir ein bis zwei Kapitel aus dem Buch, jeder Junge liest laut vor, und wenn es nur drei bis vier Sätze sind. Viele lesen drei bis vier Seiten am Stück. Auch Marc (17) der sich anfangs nicht traute, und jetzt flüssig und mit klarer Stimme vorträgt und gar nicht mehr aufhören will. Wer denkt, die Jugendlichen würden schlecht lesen oder gar nicht lesen können, täuscht sich. Sie helfen sich gegenseitig, nicht aus Überheblichkeit, sondern wir müssen laut lesen und zusammen lesen und uns verbessern“, sagt Marc schmunzelnd, „wenn wir leise lesen, haben wir nachher alle ein anderes Buch gelesen.“

Die meisten Jungen wollen das Buch mitnehmen und in der Zelle weiterlesen, aber das geht nicht, weil alle auf demselben Stand sein sollen. Nun lesen wir „Die Glocke“ von Schiller, und Wladimir (18) erklärt, was Schiller uns da eigentlich mitteilen wollte. Er hatte das Gedicht vorher, so wie alle anderen auch, noch nie gesehen. „Warum musste ich eigentlich erst in den Knast, um Schiller kennenzulernen?“, fragt er in die Runde.

„Ich möchte gerne, dass ihr zusammen ein Gedicht schreibt.“ Irritierte Blicke. „Und zwar keinen Text, in dem steht: Wir sind coole Gangster, und ihr seid alles Motherfucker.“ Alle lachen. „Sondern ein Gedicht. Ein Gedicht, das erklärt, was mit euch los war und ist und was noch los sein wird. Ich möchte, dass ihr Sätze schreibt, die vor Romantik schmalzen.“

„Wie sind denn Sätze, die vor Romantik schmalzen?“, fragt einer.

„Die klingen so, dass Erwachsene eine Gänsehaut davon bekommen.“

„Wer will denn so was von solchen Asis wie uns hören?“, fragt daraufhin Daniel, der heute Einkauf hatte und für alle Gummibärchen mitgebracht hat. „Die Leute wollen von uns keine Gedichte hören oder romantische Sätze lesen. Die wollen krasse Storys über Banküberfälle und Schlägereien hören, und dass wir gewalttätige Idioten sind.“ Sätze, die ich immer höre, natürlich nicht wortgleich, auch in den Haupt- und Förderschulen, die ich besuche, obwohl man dort manchmal nicht weiß, wenn man eigentlich mehr Mut zusprechen muss, den Schülern, die sich angesichts der unbekanntem Autorinnen selbst für Dummköpfe halten, oder dem oft von der Außenwelt gedemütigten Personal im Lehrerzimmer.

„Ich weiß nicht, was die Leute da draußen hören wollen. Ich kenne die Leute nicht.“

„Na, die sind halt wie diese Studentinnen, die hier im Jugendknast waren, wie Affen im Zoo haben die uns angeguckt. Erzählt mal was von eurem Planeten, haben sie zwar nicht gesagt, aber gedacht.“

Ich halte eine kleine Rede. „Ich brauche keine Geschichten von eurem Planeten, ich kenne selbst von diesem Planeten genug Geschichten. Ich weiß nur, was ich gerne von euch hören möchte, und ich werde, im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten, da draußen die Werke inhaftierter junger Menschen zeigen und versuchen damit zu beweisen, dass es abseits von Banküberfällen und Gewalt et was gibt, was ihr präsentieren könnt.“

Sie scheinen mir zu glauben, viele negative Erfahrungen werden mir berichtet. „Das war schon immer so bei uns“, erzählt mir Christian, der Zellenkollege von Daniel, „in der Hauptschule und auch sonst, über uns wurde nur berichtet, wenn wir Mist gebaut haben. Sonst nie.“

Die Welt da draußen hat ohne uns stattgefunden, schreibt mir der neunzehnjährige Mehmet in einem Text. Ich bekomme viele Texte von Einzelnen mit der Bitte, sie zu lesen, erschütternde und beängstigende Texte werden überreicht. Viele dieser Geschichten würde kein Verlag annehmen. Zu heftig sind sie und viel zu unrealistisch. Das was mir an Lebensgeschichte überreicht wird, würde kein Jugendamt zugeben.

„Ich lebe“, schreibt mir der achtzehnjährige Tomi, „seit meinem zehnten Lebensjahr auf der Straße. Meine Mutter hat mich rausgeschmissen, weil ich mit ihrem neuen Freund nicht klarkam. Ein paar mal haben sie mich erwischt und mich in ein Heim abgegeben, aber ich bin immer direkt wieder abgehauen. Manchmal, wenn wir nicht wussten, wo wir schlafen konnten, sind wir in Hotels eingetroffen. Irgendwann haben die ausgegeben. Ich bin dann im System verlorengegangen. Ich bin dann kriminell geworden, habe Drogen vertickt und so. Habe

mir alles reingeschmissen, was mir zwischen die Finger kam. Mit sechzehn bin ich in den Knast gekommen. Zum Glück, sonst wäre ich heute tot.“

„Literatur hat viel mit bildhafter Sprache zu tun, wenn wir uns zum Beispiel schlecht fühlen und das Menschen in einem Brief oder kurzen Text mitteilen wollen, können wir in fünfundsiebzig Briefen zweihundertmal schreiben: Mir geht es dreckig. Da das den Leser aber langweilt, versuchen wir jetzt, andere Begrifflichkeiten zu finden.“

Einige Erwachsene, denen ich dies erzählt habe, vermuteten, dass die jungen Menschen sagen: „Dann schreiben wir halt, es geht mir Scheiß!“

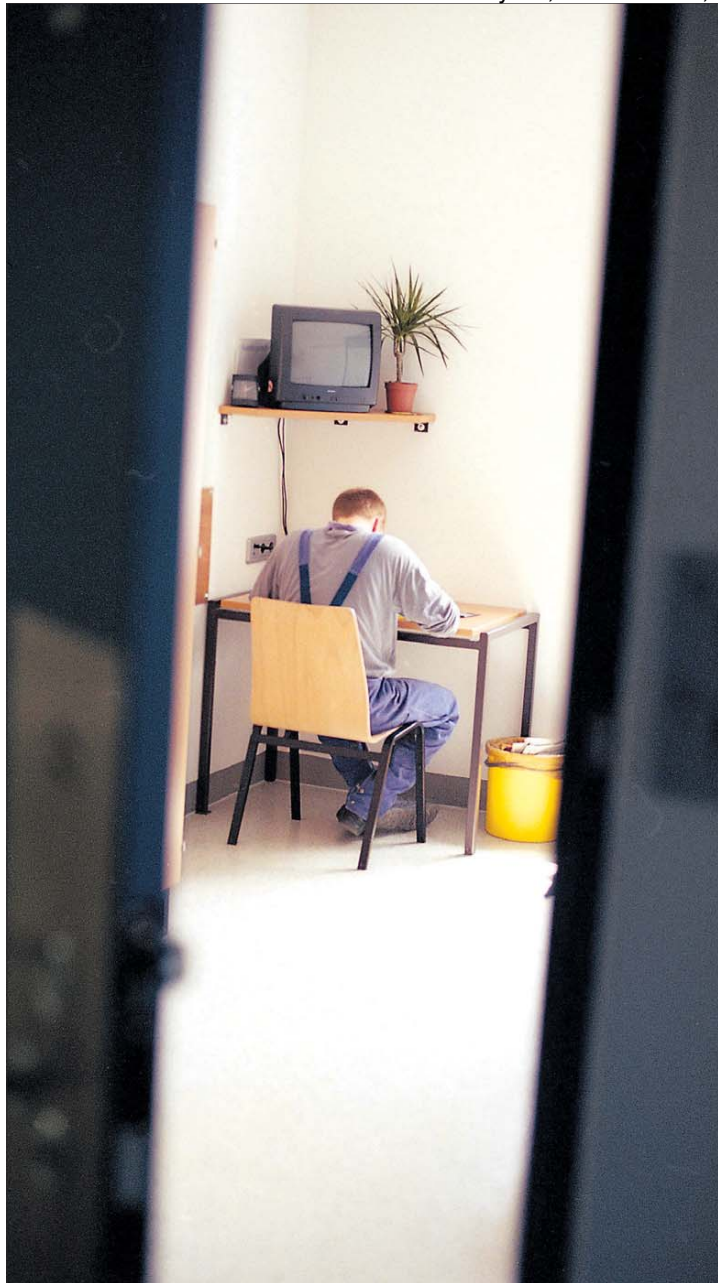
In den gesamten drei Jahren ist das nicht ein einziges Mal passiert. Was allerdings häufiger passiert, ist, dass sie sich vom zweiten Tag an gegenseitig ermahnen, nicht so sozial zu sprechen.

„Also, wir schreiben unsere Gefühle und Gedanken auf oder das, was uns am meistens beschäftigt und versuchen diese Dinge zu beschreiben.“ Wir probieren aus, üben zusammen, dann schreiben sie zusammen. Am Ende stehen Sätze wie diese auf dem Papier:

Da draußen fühlt man sich wie ein ungeborener Gast.
Freundschaft ist wie eine Krücke, auf die man sich stützen kann, wenn man in Schwierigkeiten ist.
Wenn man eingesperrt ist, kommt es einem so vor, als würde sich die Welt nicht mehr drehen.

Das ist keine Sache einer halben Stunde, dafür braucht man viel Geduld, Zeit und Mut.

Viele schreiben mir, dass es nur einen Erwachsenen gebraucht hätte, der gesagt hätte, halt stopp, überleg mal, was du machst. Dann wäre alles anders ge-



In den Jahren, da die Jugendlichen im Gefängnis sitzen, wird die Welt draußen nicht besser. Aber müssen sich die Jungen nur an der Realität abarbeiten oder dürfen sie auch träumen? Mit Büchern zum Beispiel oder indem sie selbst schreiben? Foto: Veit Mette/lail

gar keinen Schulabschluss, diverse Verweise von Schulen, ein Fremdwort für Schriftsteller?

Draußen, in der freien Welt vor den Gefängnismauern, machen sich Erwachsene so ihre Gedanken.

„Bastelst du deinen armen, armen Jugendlichen im Knast zu Weihnachtspätzchen“, werde ich gefragt.

„Sie schicken mir welche, allerdings selbstgekauft.“

„Du vergisst aber nicht, dass das Verbrecher sind, die da zu Recht einsitzen?“

Selbst wenn ich wollte, könnte ich es nicht vergessen, da mich die jungen Inhaftierten selbst immerzu daran erinnern.

„Wenn Sie wüssten, warum wir hier sitzen, Sie würden nicht mehr wiederkommen“, klärt mich der neunzehnjährige Mark in einer Teepause auf.

„Es interessiert mich nicht.“

„Glauben Sie uns, Sie würden nicht wiederkommen“, bestätigt ein Gleichaltriger.

„Sagen wir es mal so: Ihr seid verurteilt und ich habe nicht das Recht, euch ein zweites Mal zu verurteilen.“

Ich frage die Jungen am Tage vier nach etwas Gutem in ihrem Leben. Etwas, worauf sich die Gruppe einigen kann. Wie

Der knallharte Bursche schenkt mir zum Schluss eine Butterblume.

fast alle inhaftierten Jugendlichen, zählen sie die eigene Familie auf. „Wir nehmen nicht die Familie, weil es bestimmt hier in diesem Kreise Leute gibt, die keine Familie haben. Nein, wir fragen jetzt nicht jeden ab, ob er Familie hat. Wie ihr euch vielleicht vorstellen könnt, ist es vielleicht nicht prickelnd zuzugeben, dass man keine Familie hat, oder?“

Akademikerkinder sitzen so gut wie nie in meinen Literaturwerkstätten, die ich in den Jugendgefängnissen durchführe. Die meisten, die dort sitzen, sind zwar Verbrecher, aber an vielen von ihnen hat das Leben in jungen Jahren auch ein Verbrechen verbüßt.

„Es gibt Dinge im Leben, die wir nur schwer erklären können, wir sind unter unseren Freunden, alle haben Spaß, nur uns geht es miserabel. Verstehst ihr, was ich meine?“, frage ich. Natürlich verstehen sie, was ich meine. „Versucht mal, solche Sätze zu formulieren“, fordere ich die Jugendlichen auf. „Auch du“, sage ich zu dem Jugendlichen, der seit vier Tagen beweist, dass er der knallharte Ghetto-rapper ist. Das sage ich ihm auch dann: „Und jetzt lässt du mal die Gruppe am letzten Tag nicht im Stich und zeigst dein wahres Gesicht, dass du vor mir eh nicht verbergen kannst. Also, zeig mal deine vertäuterte Intelligenz.“

Der Junge lacht und hilft.

Am Schluss des Tages stehen auf der Tafel folgende Sätze:

Ich dachte, ich wäre wach, doch ich bin in einem Altraum gefangen
Ich dachte, ich könnte vertrauen, doch das Leben hat mich verraten
Mein Scheißkal ist es, mein Leben selbst zu bestimmen
Ich dachte, ich hätte mich gefunden, doch in Wahrheit bin ich verloren
Ich spüre Schmerzen, wenn ich daran denke, geschlagen worden zu sein
Alles ist dunkel, und ich fühle keine Freude mehr
Ich mache die Augen zu, und alles bricht zusammen

Zu Hause wartet die Steuererklärung. Nach allen Abzügen frage ich mich ernsthaft, ob mein Pan ernthaft so wenig Geld wert ist. Ob ich nicht doch etwas falsch mache. In der JVA Friedberg schreibt mir zum Ende ein Siebzehnjähriger, dass ich eine beeindruckende Persönlichkeit sei und so bleiben soll wie ich bin, egal, wer was sagt.

Der knallharte Ghetto-rapper schenkt mir zum Abschluss der Literaturwerkstatt eine geklaute Butterblume. Zu Hause hänge ich den Brief und die Butterblume an meinen Schreibtisch. Es ist mein Literaturpreis. Ich weiß, alles ist richtig.

Mirjam Günter, Jahrgang 1972, begann nach mehreren abgebrochenen Ausbildungen zu schreiben. Ihr Debütroman „Heim“ wurde mit dem Oldenburger Kinder- und Jugendbuchpreis 2003 ausgezeichnet. Die Schriftstellerin lebt heute in Köln-Ehrenfeld und bietet Literaturwerkstätten in JVAs und Schulen an.

„Ein Gedicht? Wer will den so was von solchen Asis wie uns hören?“

E. Hinton und „Asphalt Tribe“ von Morton Rhu. Die jungen Inhaftierten entscheiden sich für „Ich bin Amerika“. Ich bringe immer andere Bücher in die Gefängnisse mit, denn auch ich brauche Abwechslung.

Ich vertele ein Antikriegsgedicht von Erich Kästner und das berühmte „Sag Nein“-Gedicht von Wolfgang Borchert, die wir zusammen lesen. Ich frage die Jungen, wenn man noch dazu auffordern könnte, „Nein“ zum Krieg zu sagen. Jeder Junge überlegt sich einen Satz und schreibt ihn auf ein Stück Papier, wir tragen die Sätze auf der Tafel zusammen. Einige Jungen sind sich unsicher, sie wissen nicht, ob ihre Sätze richtig sind. Ich erkläre, dass es nichts Falsches in der Literatur gibt und dass, wenn überhaupt was verkehrt ist, ich es schlecht erklärt habe.

Die Sätze sind gut, und ich gratuliere den Jungen zu ihrem ersten gemeinsamen Gedicht.

Ich frage die Jugendlichen, was sie gerne lesen, und sie erzählen mir von Fußballbiographien und Romanen, viele lesen gar nicht, oft kommen Sätze wie „Ich kann meinen Fernseher nicht mehr sehen, die Geschichten, die dort zu sehen sind, ödem mich an oder machen mich depressiv.“

„Literatur ist Fernseh schauen mit Phantasie. Du musst etwas tun, die Bilder in deinem Kopf muss du selbst erzeugen, sie werden dir nicht vorgesetzt.“

Warum sie nicht lesen? Sie kamen bisher nicht auf die Idee. Lesen ist uncool, manchmal hat es ihnen der Deutschunterricht verleidet.

„Okay, ich habe nur eine Woche Zeit, euch Literatur näherzubringen. Ihr sitzt alle freiwillig hier, dass ist mir sehr wichtig. Wenn einer von euch feststellen soll-

kommen. Auf die Frage, was sie über Polizisten denken, schreiben die überwältigende Mehrheit dieser jungen Menschen, was sie über Polizisten denken und nicht, wie die Bullen hasssen.

Der siebzehnjährige Enrico schreibt: „Was ich über Polizisten denke? Das sind doch ganz normale Menschen, wenn sie nicht gerade arbeiten.“

Die meisten wollen einen Job und eine Familie gründen. „Das mag spießig klingen“, bemerkt Dennis (20) zum Schluss seines Textes, in dem er von seiner Zukunftsvision im Einfamilienhaus, einer netten Frau, zwei Kindern und einem geregelten Job schreibt, „aber das ist mein Lebensraum.“

Logisch, wer im Wahnsinn lebt, sehnt sich nach einer heilen Welt mit klaren Regeln.

Das schreibt Salvatore (19). Daniel (16) drückt mir am dritten Tag ein Stückchen zusammengemülltes Papier in die Hand. „Ich gebe es Ihnen, sie haben doch gesagt, man darf nichts weg-schmeißen, was man geschrieben hat.“

Zu Hause lese ich: „Mit zwölf genoss ich zum ersten Mal eine Zigarette. Mit dreizehn bin ich zum ersten Mal in einer polizeilichen Akte aufgegriffen. Mit vierzehn ist dann mein Leben gekippt.“

Für ein Leben im Horror braucht man nicht viele Worte.

Warum ich ausgerechnet mit jungen Inhaftierten Goethe und Schiller lesen würde, werde ich oft gefragt. Das hätte doch mit ihrem Leben gar nichts zu tun. Ich bin der Überzeugung, dass jeder Mensch, egal welche Biographie er hat, das Recht hat, die Welt der Literatur kennenzulernen. Jeder sollte zum Beispiel wissen, wer Schiller war.

Leider ist dies in Deutschland nicht so. Doch statt dem abzuhelfen, ist es zu einer Unsitte geworden, sich ironisch über Bildungsdefizite von Mitbürgern lustig zu machen. Aber es ist nicht zum Lachen, wenn Jugendliche auf die Frage, wer Heine war, ein „Rapper“ antworten. Genau so wenig lustig ist es, wenn Menschen aus dem Bildungsbürgertum behaupten, „Ey, Alter, krass“ sei ja auch eine Form von Literatur. „Ey, Alter, krass“ hat nichts mit Literatur zu tun, sondern mit fehlenden Zukunftschancen.

Und: Dürfen Jugendliche nur das lesen, was ihre Realität wieder spiegelt? Hatte Heine nicht vielleicht gar schlimmen pubertären Liebeskummer? Rang Ringel-natz nicht mit der Welt? War die Welt von Fried etwa friedlich? Hatte nicht der ein oder andere Schriftsteller Konflikte mit dem Gesetz? Und hat er nicht eine Gefängniszelle seine eigenen vier Wände nennen müssen? Schulische Probleme,

Rang Ringel-natz nicht mit der Welt? War die von Fried friedlich?

geh. Ob das allerdings klappt, ist fraglich. In den Jahren, in denen sie im Gefängnis sitzen, wird die eigene Lebenswelt, die da draußen wartet, nicht besser. Die jungen Menschen ziehen ja nach ihrer Halbtzeit nicht in ein friedliches Dorf, wo eine glückliche Familie am Küchentisch auf sie wartet, auch kein neuer Freundeskreis in der evangelischen Teestube.

Ich wollte mich integrieren, doch man hat mich ignoriert.
Mir gezeigt, dass man sich einen Dreck für mich interessiert
Dabei brauchte ich nur einen, der hilft, mich zu orientieren.

Ich wollte mich integrieren, doch man hat mich ignoriert.
Mir gezeigt, dass man sich einen Dreck für mich interessiert
Dabei brauchte ich nur einen, der hilft, mich zu orientieren.

War Heine doch ein Rapper?

Lesen in Deutschland (3): Seit drei Jahren leitet unsere Autorin in Jugendgefängnissen Literaturwerkstätten – das Protokoll einer Mission

von **Mirijam Günter**

Montag am späten Nachmittag sitze ich mit acht mir unbekanntem Jungen in einer JVA, einer Jugendvollzugsanstalt. Es ist ein kleiner vergitterter Freizeitraum, wir sitzen zusammen an einem großen Tisch, und die jungen Inhaftierten schreiben ihren Namen auf einen Zettel. Dann stellen sie ihn vor sich auf.

Die meisten Jugendlichen kommen von der Arbeit, tragen blaue Arbeitshosen und Hemden. Es sind keine Bilderbuchknackis, die meisten sehen aus wie ganz normale Durchschnittsjugendliche, die einem in jeder Disco begegnen können. Junge Menschen, die freiwillig meine Literaturwerkstätten in den verschiedenen JVAs besuchen, sei es in Siegburg, Herford, Iserlohn, Wuppertal, Rockenberg oder auch am gefühlten Ende der Welt, in der JVA Heinsberg. Jugendgefängnisse, die ich besuche, seit mich 2006 der katholische Seelsorger Werner Kaser fragte, ob ich eine Literaturwerkstatt mit Jugendlichen in der JVA Siegburg veranstalten wolle, und ich spontan zusagte.

„Hallo, mein Name ist Mirijam Günter und ich bin Schriftstellerin. Ich habe kein Abitur, und ich war früher auf der Hauptschule, wenn ich denn mal da war. Ich habe eine Heim- und Schulkarriere hinter mir, die sich gewaschen hat.“

„Und Sie durften trotzdem Schriftsteller werden?“, fragt mich erstaunt ein inhaftierter Junge. „Ja, trotz aller düsteren Zukunftsprognosen habe ich es gepackt.“

„Cool!“

Ich erzähle etwas von falschen Freunden und meinen früheren Zukunftsaussichten, Schnitte, die man im Leben machen muss, dass ich nicht einfach ein Buch geschrieben hatte und dann einen Verlag gefunden habe und dass selbst, wenn ich zwei Bücher veröffentlicht habe, es nicht heißt, dass mein dritter Ro-

te, dass das nichts für ihn hier ist, dann kann er gehen. Ich bin nicht beleidigt, wirklich nicht. Ich mag Menschen, die ehrlich sind!“

Etwas Schwund kommt vor, aber er ist selten. Wenn jemand geht, dann sind es nie mehr als ein oder zwei Jugendliche.

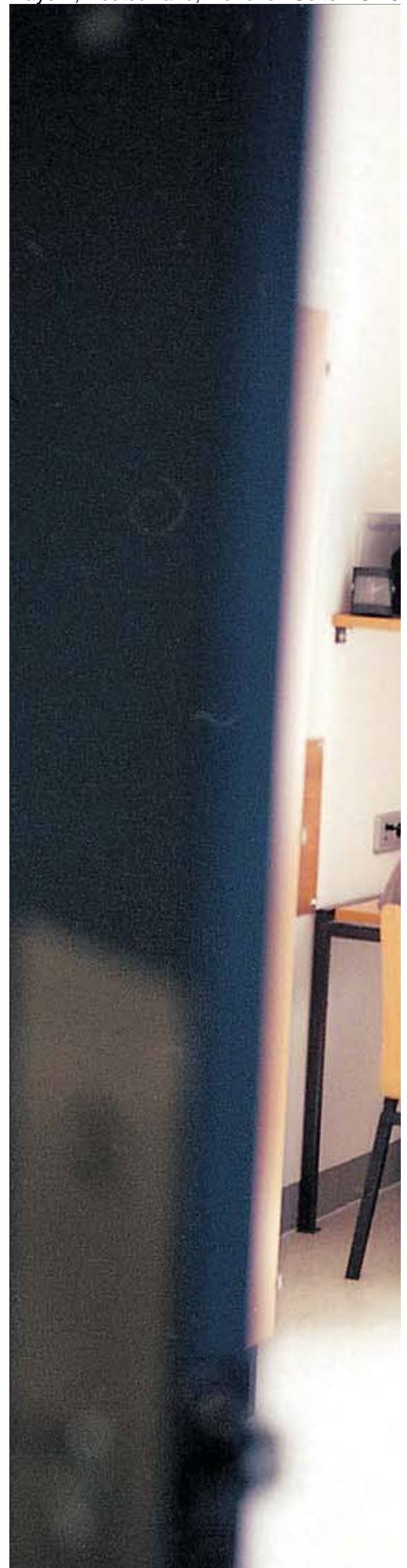
Am zweiten Tag lesen wir ein bis zwei Kapitel aus dem Buch, jeder Junge liest laut vor, und wenn es nur drei bis vier Sätze sind. Viele lesen drei bis vier Seiten am Stück. Auch Marc (17) der sich anfangs nicht traute, und jetzt flüssig und mit klarer Stimme vorträgt und gar nicht mehr aufhören will. Wer denkt, die Jugendlichen würden schlecht lesen oder gar nicht lesen können, täuscht sich. Sie helfen sich gegenseitig, nicht aus Überheblichkeit, „sondern wir müssen laut lesen und zusammen lesen und uns verbessern“, sagt Marc schmunzelnd, „wenn wir leise lesen, haben wir nachher alle ein anderes Buch gelesen.“

Die meisten Jungen wollen das Buch mitnehmen und in der Zelle weiterlesen, aber das geht nicht, weil alle auf demselben Stand sein sollen. Nun lesen wir „Die Glocke“ von Schiller, und Wladimir (18) erklärt, was Schiller uns da eigentlich mitteilen wollte. Er hatte das Gedicht vorher, so wie alle anderen auch, noch nie gesehen. „Warum musste ich eigentlich erst in den Knast, um Schiller kennenzulernen?“, fragt er in die Runde.

„Ich möchte gerne, dass ihr zusammen ein Gedicht schreibt.“ Irritierte Blicke. „Und zwar keinen Text, in dem steht: Wir sind coole Gangster, und ihr seid alles Motherfucker.“ Alle lachen. „Sondern ein Gedicht. Ein Gedicht, das erklärt, was mit euch los war und ist und was noch los sein wird. Ich möchte, dass ihr Sätze schreibt, die vor Romantik schmalzen.“ „Wie sind denn Sätze, die vor Romantik schmalzen?“, fragt einer.

„Die klingen so, dass Erwachsene eine Gänsehaut davon bekommen.“

„Wer will denn so was von solchen Asis wie uns hören?“, fragt daraufhin Daniel, der heute Einkauf hatte und für alle



Serie

wenn ich zwei Bücher veröffentlicht habe, es nicht heißt, dass mein dritter Roman mit Kusshand genommen wird, und es die Frage ist, ob ich für meinen vierten Roman einen Verlag finde. Dass nie einer an meinen Erfolg geglaubt hat, und ich eigentlich nur daran, dass ich nicht untergehe, weil ich mir das bei Gott geschworen habe. „Ich habe euch hier drei unterschiedliche Jugendromane mitgebracht, schaut sie euch in Ruhe an, und zum Schluss stimmt ihr geheim darüber ab, welchen Roman wir ab morgen lesen werden.“ Zur Auswahl stehen diesmal die Jugendromane „Ich bin Amerika“ von E.R. Frank, „Die Outsiders“ von Susan

„Ein Gedicht? Wer will den so was von solchen Asis wie uns hören?“

E. Hinton und „Asphalt Tribe“ von Morton Rhue. Die jungen Inhaftierten entscheiden sich für „Ich bin Amerika“. Ich bringe immer andere Bücher in die Gefängnisse mit, denn auch ich brauche Abwechslung.

Ich verteile ein Antikriegsgedicht von Erich Kästner und das berühmte „Sag Nein“-Gedicht von Wolfgang Borchert, die wir zusammen lesen. Ich frage die Jungen, wen man noch dazu auffordern könnte, „Nein“ zum Krieg zu sagen. Jeder Junge überlegt sich einen Satz und schreibt ihn auf ein Stück Papier, wir tragen die Sätze auf der Tafel zusammen. Einige Jungen sind sich unsicher, sie wissen nicht, ob ihre Sätze richtig sind. Ich erkläre, dass es nichts Falsches in der Literatur gibt und dass, wenn überhaupt etwas verkehrt ist, ich es schlecht erklärt habe.

Die Sätze sind gut, und ich gratuliere den Jungen zu ihrem ersten gemeinsamen Gedicht.

Ich frage die Jugendlichen, was sie gerne lesen, und sie erzählen mir von Fußballbiographien und Romanen, viele lesen gar nicht, oft kommen Sätze wie „Ich kann meinen Fernseher nicht mehr sehen, die Geschichten, die dort zu sehen sind, öden mich an oder machen mich depressiv.“ „Literatur ist Fernsehschauen mit Phantasie. Du musst etwas tun, die Bilder in deinem Kopf muss du selbst erzeugen, sie werden dir nicht vorgesetzt.“

Warum sie nicht lesen? Sie kamen bisher nicht auf die Idee, Lesen ist uncool, manchmal hat es ihnen der Deutschunterricht verleidet.

„Okay, ich habe nur eine Woche Zeit, euch Literatur näherzubringen. Ihr sitzt alle freiwillig hier, das ist mir sehr wichtig. Wenn einer von euch feststellen soll-

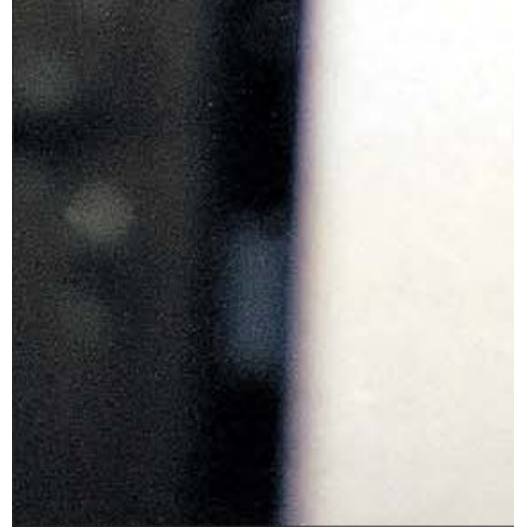
Asis wie uns hören“, fragt daraufhin Daniel, der heute Einkauf hatte und für alle Gummibärchen mitgebracht hat. „Die Leute wollen von uns keine Gedichte hören oder romantische Sätze lesen. Die wollen krasse Storys über Banküberfälle und Schlägereien hören, und dass wir gewalttätige Idioten sind.“ Sätze, die ich immer höre, natürlich nicht wortgleich, auch in den Haupt- und Förderschulen, die ich besuche, obwohl man dort manchmal nicht weiß, wem man eigentlich mehr Mut zusprechen muss, den Schülern, die sich angesichts der unbekanntesten Autorin selbst für Dummköpfe halten, oder dem oft von der Außenwelt gedemütigten Personal im Lehrerzimmer. „Ich weiß nicht, was die Leute da draußen hören wollen. Ich kenne die Leute nicht.“ „Na, die sind halt wie diese Studentinnen, die hier im Jugendknast waren, wie Affen im Zoo haben die uns angeguckt. Erzähl mal was von eurem Planeten, haben sie zwar nicht gesagt, aber gedacht.“

Ich halte eine kleine Rede: „Ich brauche keine Geschichten von eurem Planeten, ich kenne selbst von diesem Planeten genug Geschichten. Ich weiß nur, was ich gerne von euch hören möchte, und ich werde, im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten, da draußen die Werke inhaftierter junger Menschen zeigen und versuche damit zu beweisen, dass es abseits von Banküberfällen und Gewalt etwas gibt, was ihr präsentieren könnt.“

Sie scheinen mir zu glauben, viele negative Erfahrungen werden mir berichtet. „Das war schon immer so bei uns“, erzählt mir Christian, der Zellenkollege von Daniel, „in der Hauptschule und auch sonst, über uns wurde nur berichtet, wenn wir Mist gebaut haben. Sonst nie.“

Die Welt da draußen hat ohne uns stattgefunden, schreibt mir der neunzehnjährige Mehmet in einem Text. Ich bekomme viele Texte von Einzelnen mit der Bitte, sie zu lesen, erschütternde und beängstigende Texte werden überreicht. Viele dieser Geschichten würde kein Verlag annehmen. Zu heftig sind sie und viel zu unrealistisch. Das, was mir an Lebensgeschichten überreicht wird, würde kein Jugendamt zugeben.

„Ich lebe“, schreibt mir der achtzehnjährige Toni, „seit meinen zehnten Lebensjahr auf der Straße. Meine Mutter hat mich rausgeschmissen, weil ich mit ihrem neuen Freund nicht klarkam. Ein paarmal haben sie mich erwischt und mich in ein Heim abgegeben, aber ich bin immer direkt wieder abgehauen. Manchmal, wenn wir nicht wussten, wo wir schlafen konnten, sind wir in Hotels eingebrochen. Irgendwann haben die aufgegeben. Ich bin dann im System verlorengegangen. Ich bin dann kriminell geworden, habe Drogen vertickt und so. Habe



mir alles reingeschmissen, was mir zwischen die Finger kam. Mit sechzehn bin ich in den Knast gekommen. Zum Glück, sonst wäre ich heute tot.“

„Literatur hat viel mit bildhafter Sprache zu tun, wenn wir uns zum Beispiel schlecht fühlen und das Menschen in einem Brief oder kurzen Texten mitteilen wollen, können wir in fünfundzwanzig Briefen zweihundertmal schreiben: Mir geht es dreckig. Da das den Leser aber langweilt, versuchen wir jetzt, andere Begrifflichkeiten zu finden.“

Einige Erwachsene, denen ich dies erzählt habe, vermuteten, dass die jungen Menschen sagen: „Dann schreiben wir halt, es geht mir Scheiße!“

In den gesamten drei Jahren ist das nicht ein einziges Mal passiert. Was allerdings häufiger passiert, ist, dass sie sich vom zweiten Tag an gegenseitig ermahnen, nicht so asozial zu sprechen.

„Also, wir schreiben unsere Gefühle und Gedanken auf oder das, was uns am meisten beschäftigt und versuchen diese Dinge zu umschreiben.“ Wir probieren aus, üben zusammen, dann schreiben sie zusammen. Am Ende stehen Sätze wie diese auf dem Papier:

Da draußen fühlt man sich wie ein ungeliebter Gast.

Freundschaft ist wie eine Krücke, auf die man sich stützen kann, wenn man in Schwierigkeiten ist.

Wenn man eingesperrt ist, kommt es einem so vor, als würde sich die Welt nicht mehr drehen.

Das ist keine Sache einer halben Stunde, dafür braucht man viel Geduld, Zeit und Mut.

Viele schreiben mir, dass es nur einen Erwachsenen gebraucht hätte, der gesagt hätte, halt stopp, überleg mal, was du machst. Dann wäre alles anders ge-

ko
zis
de
wa
wi
:
„W
do
nic
:
Fa
ge
sei
ku
ne
reg
Le
:
sic
—
Ri
m
VC
—
gel
lic
fär
we
Di
rer
wc
tis
Fr
stu
:
ha
:
für
:
mi



In den Jahren, da die Jugendlichen im Gefängnis sitzen, wird die Welt draußen nicht besser. Aber müssen sich die Jungen nur an der Realität abarbeiten oder dürfen sie auch träumen? Mit Büchern zum Beispiel oder indem sie selbst schreiben? Foto: Veit Mette/laif

gar keinen Schulabschluss, diverse Verweise von Schulen, ein Fremdwort für Schriftsteller?

Draußen, in der freien Welt vor den Gefängnismauern, machen sich Erwachsene so ihre Gedanken.

„Backst du deinen armen, armen Jugendlichen im Knast zu Weihnachten Plätzchen?“, werde ich gefragt.

„Sie schicken mir welche, allerdings selbstgekaufte.“

„Du vergisst aber nicht, dass das Verbrecher sind, die da zu Recht einsitzen?“

Selbst wenn ich wollte, könnte ich es nicht vergessen, da mich die jungen Inhaftierten selbst immerzu daran erinnern.

„Wenn Sie wüssten, warum wir hier sitzen, Sie würden nicht mehr wiederkommen“, klärt mich der neunzehnjährige Mark in einer Teepause auf.

„Es interessiert mich nicht.“

„Glauben Sie uns, Sie würden nicht wiederkommen“, bestätigt ein Gleichaltriger.

„Sagen wir es mal so: Ihr seid verurteilt und ich habe nicht das Recht, euch ein zweites Mal zu verurteilen.“

Ich frage die Jungen am Tage vier nach etwas Gutem in ihrem Leben. Etwas, worauf sich die Gruppe einigen kann. Wie

Der knallharte Bursche schenkt mir zum Schluss eine Butterblume.

fast alle inhaftierten Jugendlichen, zählen sie die eigene Familie auf. „Wir nehmen nicht die Familie, weil es bestimmt hier in diesem Kreise Leute gibt, die keine Familie haben. Nein, wir fragen jetzt nicht jeden ab, ob er Familie hat. Wie ihr euch vielleicht vorstellen könnt, ist es vielleicht nicht prickelnd zuzugeben, dass man keine Familie hat, oder?“



zwei- kommen. Auf die Frage, was sie über Poli-
1 bin zisten denken, schreibt die überwältigen-
lück, de Mehrheit dieser jungen Menschen,
was sie über Polizisten denken und nicht,
wie sie die Bullen hassen.

Der siebzehnjährige Enrico schreibt:
„Was ich über Polizisten denke? Das sind
doch ganz normale Menschen, wenn sie
nicht gerade arbeiten.“

Mir Die meisten wollen einen Job und eine
aber Familie gründen. „Das mag spießig klin-
e Be- gen“, bemerkt Dennis (20) zum Schluss
seines Textes, in dem er von seiner Zu-
kunftsvision im Einfamilienhaus, einer
netten Frau, zwei Kindern und einem ge-
regelten Job schreibt, „aber das ist mein
Lebenstraum.“

Logisch, wer im Wahnsinn lebt, sehnt
sich nach einer heilen Welt mit klaren Re-
sich
nah-

Rang Ringelnetz nicht mit der Welt? War die von Fried friedlich?

geln. Ob das allerdings klappt, ist frag-
lich. In den Jahren, in denen sie im Gef-
ängnis sitzen, wird die eigene Lebens-
welt, die da draußen wartet, nicht besser.
Die jungen Menschen ziehen ja nach ih-
rer Haftzeit nicht in ein friedliches Dorf,
wo eine glückliche Familie am Küchens-
tisch auf sie wartet, auch kein neuer
Freundeskreis in der evangelischen Tee-
stube.

*Ich wollte mich integrieren, doch man
hat mich ignoriert.*

*Mir gezeigt, dass man sich einen Dreck
für mich interessiert*

*Dabei brauchte ich nur einen, der hilft,
mich zu orientieren.*

Das schreibt Salvatore (19).

Daniel (16) drückt mir am dritten Tag
ein Stückchen zusammengeknülltes Pa-
pier in die Hand: „Ich gebe es Ihnen, sie
haben doch gesagt, man darf nichts weg-
schmeißen, was man geschrieben hat.“

Zu Hause lese ich:

„Mit zwölf genoss ich zum ersten Mal
eine Zigarette. Mit dreizehn bin ich zum
ersten Mal in einer polizeilichen Akte auf-
getreten. Mit vierzehn ist dann mein Le-
ben gekippt.“

Für ein Leben im Horror braucht man
nicht viele Worte.

Warum ich ausgerechnet mit jungen In-
haftierten Goethe und Schiller lesen wür-
de, werde ich oft gefragt. Das hätte doch
mit ihrem Leben gar nichts zu tun. Ich
bin der Überzeugung, dass jeder Mensch,
egal welche Biographie er hat, das Recht
hat, die Welt der Literatur kennenzuler-
nen. Jeder sollte zum Beispiel wissen,
wer Schiller war.

Leider ist dies in Deutschland nicht so.
Doch statt dem abzuhelfen, ist es zu einer
Unsitte geworden, sich ironisch über Bil-
dungsdefizite von Mitbürgern lustig zu
machen. Aber es ist nicht zum Lachen,
wenn Jugendliche auf die Frage, wer Hei-
ne war, ein „Rapper“ antworten. Genau-
so wenig lustig ist es, wenn Menschen aus
dem Bildungsbürgertum behaupten,
„Ey, Alter, krass“ sei ja auch eine Form
von Literatur. „Ey, Alter, krass“ hat
nichts mit Literatur zu tun, sondern mit
fehlenden Zukunftschancen.

Und: Dürfen Jugendliche nur das le-
sen, was ihre Realität widerspiegelt? Hat-
te Heine nicht vielleicht ganz schlimmen
pubertären Liebeskummer? Rang Ringel-
netz nicht mit der Welt? War die Welt
von Fried etwa friedlich? Hatte nicht der
ein oder andere Schriftsteller Konflikte
mit dem Gesetz? Und hat er nicht eine Gef-
ängniszelle seine eigenen vier Wände
nennen müssen? Schulische Probleme,

vielleicht nicht prickelnd zuzugeben,
dass man keine Familie hat, oder?“

Akademikerkinder sitzen so gut wie
nie in meinen Literaturwerkstätten, die
ich in den Jugendgefängnissen durchfüh-
re. Die meisten, die dort sitzen, sind zwar
Verbrecher, aber an vielen von ihnen hat
das Leben in jungen Jahren auch ein Ver-
brechen verübt.

„Es gibt Dinge im Leben, die wir nur
schwer erklären können, wir sind unter
unseren Freunden, alle haben Spaß, nur
uns geht es miserabel. Versteht ihr, was
ich meine?“, frage ich. Natürlich verste-
hen sie, was ich meine. „Versucht mal,
solche Sätze zu formulieren“, fordere ich
die Jugendlichen auf. „Auch du“, sage
ich zu dem Jugendlichen, der seit vier Ta-
ge beweist, dass er der knallharte Ghetto-
rapper ist. Das sage ich ihm auch und
dann: „Und jetzt lässt du mal die Gruppe
am letzten Tag nicht im Stich und zeigst
dein wahres Gesicht, dass du vor mir eh
nicht verbergen kannst. Also, zeig mal
deine verträumte Intelligenz.“

Der Junge lacht und hilft.

Am Schluss des Tages stehen auf der
Tafel folgende Sätze:

*Ich dachte, ich wäre wach, doch ich
bin in einem Albtraum gefangen*

*Ich dachte, ich könnte vertrauen, doch
das Leben hat mich verraten*

*Mein Schicksal ist es, mein Leben
selbst zu bestimmen*

*Ich dachte, ich hätte mich gefunden,
doch in Wahrheit bin ich verloren*

*Ich spüre Schmerzen, wenn ich daran
denke, geschlagen worden zu sein*

*Alles ist dunkel, und ich fühle keine
Freude mehr*

*Ich mache die Augen zu, und alles
bricht zusammen*

Zu Hause wartet die Steuererklärung.
Nach allen Abzügen frage ich mich ernst-
haft, ob mein Tun ernsthaft so wenig
Geld wert ist. Ob ich nicht doch etwas
falsch mache. In der JVA Friedberg
schreibt mir zum Ende ein Siebzehnjähri-
ger, dass ich eine beeindruckende Persön-
lichkeit sei und so bleiben soll wie ich
bin, egal, wer was sagt.

Der knallharte Ghettorapper schenkt
mir zum Abschluss der Literaturwerk-
statt eine geklaute Butterblume. Zu Hau-
se hänge ich den Brief und die Butterblu-
me über meinen Schreibtisch. Es ist
mein Literaturpreis. Ich weiß, alles ist
richtig.

Mirjam Günter, Jahrgang 1972, begann
nach mehreren abgebrochenen Ausbildun-
gen zu schreiben. Ihr Debütroman „Heim“
wurde mit dem Oldenburger Kinder- und
Jugendbuchpreis 2003 ausgezeichnet.
Die Schriftstellerin lebt heute in Köln-Ehren-
feld und bietet Literaturwerkstätten in
JVAs und Schulen an.